

ARCHIV

Archivsuche > 2007 > Suchergebnis

Donnerstag, 15. März 2007 | Wissen

Drucken | Versenden | Kommentieren | Leserbrief

«Da ist mir unbehaglich»

In Bern eröffnen heute die ersten Schweizerischen Geschichtstage. In mehr als 180 Vorträgen befassen sich Forscher mit Umbrüchen in der Geschichte. Die Historikerin Beatrix Mesmer widmet sich der Sozial- und Frauengeschichte. Im Gespräch zieht sie Bilanz und warnt vor einer vom Staat beeinflussten Forschung.

Frau Mesmer, warum sind Sie Historikerin geworden?

Beatrix Mesmer: Weil es ein sehr vielseitiger Beruf ist. Man kann Lehrer werden, Journalist, Archivar. In die akademische Karriere bin ich hineingerutscht.

Die Welt verändern wollten Sie nicht?

Mesmer: Dieser Wille ist bei mir nicht besonders stark, aus biographischen und familiären Gründen. Ich stamme aus einer halbjüdischen Familie, die 1938 aus Deutschland flüchtete; mein Vater war in der Zwischenkriegszeit in der Sowjetunion. Dort wurde die Industrialisierung forciert, und er wollte als Ingenieur und Chemiker den neuen Staat und den «neuen Menschen» schaffen helfen. Doch er kam ziemlich desillusioniert zurück. Man kann die Dinge interpretieren, aber verändern – da bin ich pessimistisch.

Man hat doch auch als Interpret viel Einfluss.

Mesmer: Das bestreite ich nicht. Aber ich würde unterscheiden zwischen hohen und niedrigen Ansprüchen. Die hohen wären die revolutionären.

Und die niedrigen?

Mesmer: Das sind die des Pragmatikers, der von zwei Lösungen die weniger schlechte wählt. So kann man – und jetzt rede ich mit dem Philosophen Bentham – «das grösstmögliche Glück für die grösstmögliche Zahl» von Menschen zwar nicht verwirklichen, ihm aber näher kommen.

Und wo hat dieses Ziel seinen Platz in der Praxis des Historikers?

Mesmer: Vielleicht dort, wo man Ideologien als das zeigt, was sie sind. Das ist etwas anderes, als wenn man Urteile abgibt – es ist der Versuch, hinter die Motive zu kommen, warum etwas gesagt und gewollt wurde. Da betreibt man einen gewissen Dekonstruktivismus, und der ist mir sehr sympathisch am Ansatz des Historikers. Weil er mit Textquellen umgeht, muss er sie auf ihre Intentionen und ihren ideologischen Gehalt hin untersuchen.

Und wo liegt die gesellschaftliche Relevanz dieser Arbeit?

Mesmer: Da werde ich umso bescheidener, je älter ich werde. Aber es gibt Bereiche, in denen Geschichte relevant ist. So haben die Menschen kein reales Zeitgedächtnis. Wir können uns an Bilder erinnern, an Gehörtes, aber nicht an Zeitabläufe. Folglich brauchen Gesellschaften zeitliche Fixpunkte, um sich einzuordnen. Folglich brauchen Gesellschaften zeitliche Fixpunkte, um sich selber einzuordnen. Historiker erschliessen diese Fixpunkte und verwalten sie.

Sie sprechen von Jahreszahlen?

Mesmer: Nicht nur. Als Fixpunkte kann man Tell, Morgarten und den Westfälischen Frieden wählen. Dann bekommt man die alte Schweizer Nationalgeschichte. Oder Sie können eine andere Linie ziehen: Landfriedensverträge, Einordnung in ein europäisches Verkehrssystem, Anfänge des Völkerrechts. Dann bekommen Sie eine andere Geschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit – jene, die wir einmal für ein neues Schulbuch erarbeitet haben. Also keine Schweiz der Burgen und Schlachten, sondern der Verträge.

Seit einigen Jahren boomt die Geschichte. Woher kommt das?

Mesmer: Der Boom hat wohl vor drei Jahrzehnten angefangen mit der «Geschichte von unten»: dem Versuch, neben Staatsmännern und anderen grossen Figuren auch jenen einen Platz zu geben, die kaum schriftliche Zeugnisse hinterlassen haben.

Steht dahinter nicht auch ein politisches Interesse? Man will über jene etwas wissen, die man für zu kurz gekommen hält.

Mesmer: Sie meinen anwaltschaftliche Geschichte im Sinne unterdrückter Gruppen? Die Arbeitergeschichte zum Beispiel stammt tatsächlich aus den Anfängen der politisch organisierten Linken; sie kämpfte für die industriellen Arbeitnehmer. Und als es kaum mehr solche gab, kam es zur Geschichte von unten – die Linke hatte ihre Klientel neu definiert.

Das heisst, dass die Forschungsthemen der Historiker ganz direkt ein Produkt ihres politischen Interesses sind?

Mesmer: Bei vielen sicher.

Und bei Ihnen?

Mesmer: Da gab es zunächst die Anstösse der akademischen Lehrer. Das war vor allem Werner Näf mit seinem Interesse an frühsozialistischen Bewegungen. Und die Frauengeschichte wurde mir als Thema zum ersten Mal nahegebracht auf einem Kongress in San Francisco 1975, von den amerikanischen Kolleginnen, die «Women's Studies» betrieben. Bald haben auch meine Studentinnen danach verlangt.

Man muss also nicht Feministin sein, um sich mit Frauengeschichte zu beschäftigen?

Mesmer: Es ist sogar besser, man ist es nicht.

Wieso?

Mesmer: Man hat den weiteren Blick, wenn man nicht selber in der Bewegung ist. Eine echte Feministin sieht überall in der Geschichte Diskriminierung. Ich dagegen sehe Strategien, und ich sehe Frauen, die mit dieser Diskriminierung umzugehen wussten.

Man sieht besser aus der Distanz?

Mesmer: Ja. Man sieht auch die Fehler besser, die die Leute machen, mit denen man sich befasst.

Distanz und Nähe des Blicks, politische Verbundenheiten – das war ein Thema in der Debatte um die Schweiz im Zweiten Weltkrieg. Da hat sich die Bergier-Kommission in politischen Stellungskämpfen wiedergefunden.

Mesmer: Das kam nicht von ungefähr, aber das grosse Problem war für mich ein anderes: Die Forschung hat sich von staatlichen Mandaten abhängig gemacht. Das fing schon nach dem Zweiten Weltkrieg an, mit dem Bonjour-Bericht zur Neutralitätspolitik. Dann kam der Ludwig-Bericht zur Flüchtlingspolitik, auch ein staatlicher Auftrag, und so ging es fröhlich weiter, bis zu Bergier und den Studien über die Schweiz und die Apartheid in Südafrika. So versuchen Bundesrat und Parlament seit

1945, ihre Politik im Nachhinein zu erklären. Das kann zu Schuldzuweisungs- oder Rechtfertigungs-Geschichtsschreibung führen. Die Historiker sollten nicht Hand bieten zu Geschichtsschreibung in staatlichem Auftrag; wir könnten dort landen, wo totalitäre Systeme waren mit der Umschreibung der Geschichte je nach Bedarf.

Manche Historiker verknüpfen ihre Forschungen über Sklaven oder Verdingkinder mit der Forderung nach Wiedergutmachung.

Mesmer: Auch das kann jeder machen, wenn er will. Aber ich würde davor warnen, den heutigen Blick auf Unrecht mit den historischen Verhältnissen zu verwechseln. Sklaverei war früher ein legales Geschäft.

Sind die Forderungen von Zwangsarbeitern also ungerecht-fertigt?

Mesmer: Nein, da geht es um persönlich erlittenes Unrecht, das entschädigt werden kann. Ich meine die Interpretation der Vergangenheit durch die Historiker, und das ist etwas anderes.

Das Antirassismugesetz bestraft die Leugnung von Völkermorden – auch die Leugnung von Völkermord durch Historiker.

Mesmer: Auch da ist mir unbehaglich. Und das sage ich, obwohl Leute aus meiner Familie in den Konzentrationslagern gestorben sind: Man muss wirklich aufpassen mit der offiziellen Festschreibung von historischem Wissen.

Interview: Daniel Di Falco

PERSON

1931 wurde sie in München geboren, ihre berufliche Karriere aber hat Beatrix Mesmer an der Universität Bern verbracht, wo sie von 1972 bis 1996 Geschichte lehrte.



STICHWORT

Geschichtstage

Mit den ersten Geschichtstagen versuchen die Schweizer Historiker von heute an bis zum Samstag an der Universität Bern mit einer ganzen Reihe von Vorträgen und Veranstaltungen ein breites Publikum anzusprechen. «Zeiten des Umbruchs» lautet das Generalthema, das vom Altertum bis in die jüngste Zeitgeschichte verfolgt wird. Weitere Informationen unter www.geschichtstage.ch. (R.A.)